

für die

Literatur des Auslandes.

N^o 48.

Berlin, Dienstag den 22. April

1845.

Afrika.

Eine Jagd auf entlaufene Neger, auf Isle de Bourbon.

Die Sonne verschwand hinter den Hügeln, und die Neger, welche unser Gepäck trugen, warfen ihre Last von sich, als wollten sie Halt machen. Wir waren an den Punkt gekommen, wo sich zwei Klümpchen zu dem Marfulinen-Fusse vereinigen, einem der klarsten und breitesten der Insel Bourbon. Vor uns erhob sich eine Mauer von vulkanischen Bergen, aus deren Mitte die Rauchsäule des Piton de Fournaise emporstieg, hinter uns glänzte zwischen üppig bewaldeten Hügeln das Meer wie ein schöner See hervor.

„Wenn Sie zufrieden sind, meine Herren“, sagte der Doktor, „so gehen wir heute nicht weiter und bleiben, ehe wir uns in die kalten Gegenden der Insel wagen, diese Nacht noch im Thale. Es fragt sich nur, ob wir hier herum ein passendes Lager finden.“

„Das lassen Sie meine Sorge seyn“, antwortete unser Führer; „ich weiß hier in der Nähe eine samöse Grotte, die ich schon lange gesucht habe. Wenn ich mich recht besinne, führt dieser Weg dahin.“

Bei diesen Worten verschwand er im Gebüsch mit seinem Hunde. Der Doktor nahm mit Hast eine Botanikerbüchse vom Rücken eines Schwarzen, öffnete sie und beschaute mit Entzücken die reiche Beute, die er auf seiner Wanderung gemacht hatte. Eben fing er an, sich in einer sentimentalen Rede über die höchst wahrscheinlich durch die Vulkane verloren gegangenen Pflanzen-Spezies zu ergehen, — als ein Flintenschuß uns aufschreckte. Wir stürzten Alle nach der Gegend zu, in der wir den Knall gehört hatten, drangen durch das Gebüsch und befanden uns plötzlich am Rande eines jähen Abgrundes. Gegenüber sahen wir unseren Führer, der seine Flinte abwischte und seinem Hunde pfiß.

„Seyd Ihr angegriffen worden, Maurice?“ schrie ihm der Doktor zu.

„Hat nichts zu bedeuten“, antwortete der Kreole. „Ehe ich in die Grotte ging, wollte ich mich versichern, daß sie nicht besetzt sey. Mein Hund witterte etwas und bellte. Ich lud meine Flinte und drückte los. In demselben Augenblicke ließ sich ein entlaufener Neger an den Lianen dort in die Schlucht hinunter. Kommen Sie nur, meine Herren; jezt hört uns Niemand mehr. So weit mein Schuß gehört worden ist, wissen nun die Landstreicher, daß Weiße hier sind, und sie werden sich nicht blicken lassen.“

Der Eingang der Höhle war durch Schlingpflanzen völlig verdeckt, so daß man glauben mußte, eine mit Grün bewachsene Felsenwand vor sich zu haben. Wir machten es uns bequem auf dem weichsten und, wie der Doktor sagte, dem interessantesten Moose, das wir je gesehen hatten, nur fürchtete ich, der Kreole hätte den flüchtigen Neger verwundet oder vielleicht gar getödtet.

„Ich habe blind geschossen“, beruhigte mich Maurice; „denn ich wollte ihn und seines Gleichen nur aus der Nähe haben. Sie finden, glaubt mir, eine andere Stätte, als diese hier, die ihnen vielleicht nicht so lieb, aber für Neger gut genug ist.“

„Ein prächtiges Lager!“ sagte der Doktor vergnügt; „durch welchen glücklichen Zufall, Maurice, habt Ihr diese Grotte entdeckt?“

„D“, antwortete dieser, „welcher Kreole aus Sainte-Rose und Saint-Benoit hätte sie auf seinen Treibjagden nicht gesehen, welcher Pflanzer auf der Insel nicht von der Mulgachen-Grotte reden hören! Aber doch giebt's nur Wenige, welche wissen, warum sie so heißt. Das ist eine alte Geschichte.“

„Ihr könnt sie uns doch erzählen, Maurice?“

Die Führer werden, so großsprecherisch und durchdrungen von ihrer Wichtigkeit sie auf dem Marsche sind, an den Raporten schweigsam und bescheiden, und es bedurfte einer Manilla-Zigarre und mancher begütigenden Worte, um Maurice zum Reden zu bringen.

I.

„Ich bin nie gereift, meine Herren“, begann Maurice und setzte seinen Strohhut auf den Lauf seiner Flinte, „weiß also nicht, ob sich in anderen Ländern die Dinge mit jedem Tage ändern; aber so viel kann ich versichern, daß, seitdem ich auf der Welt bin, unsere Insel viel Neues erlebt hat. Man macht so viel urbar, daß wir bald kein Wasser mehr in unseren Klümpchen haben werden, und wir, nämlich wir gewöhnlichen Kreolen, deren größter Reichtum ein Garten und ein Maisfeld ist, müssen wöchentlich dreimal auf den Fischfang. An den übrigen Tagen jagen wir wilde Ziegen und Amseln —

und auch diese werden seltener — oder davongelaufene Neger, wenn welche da sind. Denken Sie sich, ganze Wälder hat man niedergeschlagen, weite Strecken des besten Jagdreviers verkauft, auf allen Hochebenen Dörfer gebaut! Es ist unmöglich, daß wir länger so fortleben, wie früher. Am Ende, glaub' ich, werden wir noch den Boden umgraben sollen — aber, wir sind Weiße, eben so gut, als die größten Pflanzer, und die Schaufel gebührt nur den Schwarzen. So war's von jeher.

„Dazu kommt nun noch, daß die Arme zu fehlen anfangen; denn der Sklavenhandel ist fast zu Grunde gerichtet. Schon weigerte sich der mächtigste König von Madagaskar, Radama, Malgachen ausführen zu lassen, und der englische Gouverneur von Isle de France mußte ihm vierzigtausend Piaster jährlich zusagen, wenn er seine Völker wieder flott machte. Damals kamen noch Joloson, Jambanen, Makondehs, schöne Aerneger, nur ein wenig schwer zu zäumen, Kaffern, die lieber Kühe weiden, als das Land bebauen, und den Branntwein gründlich kennen, Mozambiquen, gutes Lastvieh, tüchtige Ruderer mit Affengesichtern. Da jeder dieser Stämme seine eigene Geschäftlichkeit hatte, so konnte man sich, wenn man verständig wählte, für alle Bedürfnisse versorgen.“

„Am heimlichsten konnten sich bei uns noch die Malgachen fühlen, die hier die Heerden ihrer Ebenen und die Bäume ihrer Wälder wiederfanden. Daher hatten wir auch keine große Mühe, sie zu zähmen; aber sehen Sie, meine Herren, der Neger ist von Natur faul, und der Mensch, der einmal die Arbeit scheut . . .“

„Wird sich eher alle Entbehrungen gefallen lassen, als seine Neigung zur Trägheit überwinden“, sagte ich und fixirte den Kreolen.

„Ja, mein Herr, mein Vater hat mir das oft gesagt, wenn wir an den Mündungen angelitten. Sehen Sie hier diese Kalebasse von seiner Arbeit; eine schönere finden Sie auf der ganzen Insel nicht. Einen vollen Monat brauchte er dazu, um sie so künstlich zu verzieren. Als er sie das erste Mal gebrauchte (es ist schon lange her, aber ich erinnere mich dessen noch, als wäre es gestern gewesen), waren wir auf der Ziegenjagd an der Salazentüste. Wie wir nun vom Gebirge herabstiegen, sahen wir in weiter Ferne auf der hohen See einen weißen Punkt. „Ich wette“, sagte mein Vater, ihn genau und lange betrachtend, das ist die „Diana“. Keine andere Goelette kann im Süden landen, und wenn die Brise sie nicht hindert, so liegt sie heute Abend in der Bucht von Piton vor Anker.“

„Währendes war ein kleines Kriegsschiff, das hinter einem Vorgebirge zu unserer Linken lag, ausgelaufen. Es lief ungefähr zwanzig Minuten in der Richtung der Goelette, dann aber — mochte es dieselbe nun aus dem Gesichte verloren haben oder sich nur so stellen — wandte es sich um und verschwand. Als bald rückte auch der weiße Punkt näher, und wir konnten deutlich die „Diana“ unterscheiden, die auf Piton zusegelte. Als der Abend kam, hatten die bei der Landung der Goelette interessirten Pflanzer auf einem Felsen der Bai ein Feuer angezündet, das zum Leuchtturm dienen sollte.“

„Die Ankunft eines Sklavenschiffes war immer ein Ereigniß für die ganze Insel, und Alles lief an die Küste, um die neuen Neger zu sehen. Mein Vater war nicht reich, und gewöhnlich kümmerte er sich um die angekommenen Sklaven wenig. Damals aber hatte er eine kleine Erbschaft gemacht und kam auf die Idee, sich einen Schwarzen zu kaufen, dem er das Zimmermanns-handwerk lehren wollte, das er selbst von Zeit zu Zeit übte. Wie alle unsere Kreolen, konnte er ein Holzhaus bauen und einen Stamm zu einem Rahne ausschöpfen. Die ersten Kolonisten, die sich hier niederließen, mußten das wohl lernen. Sie waren anfangs Soldaten in den Garnisonen von Madagaskar gewesen, dann Hlibustier geworden, und hatten sich endlich, als ihr Geschäft zur See gefährlich wurde, auf Isle de Bourbon festgesetzt. Später, nachdem sie eine Regierung gebildet und die Besitzungen feste Grenzen bekommen hatten, verkaufte man Land an diejenigen, welche Geld hatten. Diese kauften sich Sklaven, machten große Strecken urbar und verdrängten unsere alten Familien, die die wahren Herren der Insel waren. Zu ihnen gehörte auch mein Vater. „Maurice“, sagte er zu mir, als die „Diana“ in der Bai die Anker geworfen hatte, „komm' mit, wenn du nicht zu müde von der Jagd bist. Es muß eine gute Auswahl von Schwarzen angekommen seyn; ein Neger, der noch nicht abgearbeitet ist, von mittlerer Stärke kann nicht mehr kosten, als ein Maulesel aus Frankreich; ich lehre ihn mein Handwerk, er wird ein guter Zimmermann, wir vermieten ihn in die großen Werkstätten in St. Denis zu einem, zwei Piaster täglich; dann kauft er sich los; ich gebe dir die Summe zu deiner Einrichtung, und wenn du sparsam bist, so wirst du einst ein Pflanzer, wie irgend einer auf Isle de Bourbon.“

„Ich zweifelte keinen Augenblick, daß dies Alles so eintreffen müßte, und das Herz pochte mir, als ich beim Scheine der Schiffslaternen die Goelette, umgeben von Rähnen, sah. Aus diesem leichten Fahrzeuge, das auf dem Wasser tanzte und bei dem leisesten Winde hin und her schwankte, kamen mehr Schwarze, als ich mir Menschen darin gedacht hatte. Sie waren aber auch immer zu zweien auf einander gelegt worden, damit sie sämmtlich im Schiffsraum untergebracht werden konnten. Sie schienen mir alle mehr oder weniger krank, was auch natürlich war, da sie während der ganzen Ueberfahrt in feuchter und dumpfiger Luft gesteckt hatten. Als sie einige Zeit in der frischen Abendluft saßen, erholten sie sich allmählig, bis auf wenige, die, wie Fische außer dem Wasser, langsam abstarben. Der Capitain schwor, sie stürben rein aus Troß, denn es giebt wirklich unter diesen Negern Subjekte, die zu Allem fähig sind. Nachdem die Sklaven verkauft waren, wurde der Schiffsraum gereinigt, die nöthige Provision an Bord genommen, und am folgenden Morgen war keine Spur mehr von der Ladung zu sehen. Der Kreuzer, der an der Küste stationirte, setzte sich schon mit Tagesanbruch in Bewegung, aber die Goelette war bereits an dem Punkte, wo wir sie am Tage vorher zuerst sahen, und ist gewiß ungestört nach Afrika gekommen.“

„Die Schwarzen nun konnten sich glücklich schätzen, von der afrikanischen Küste auf unsere schöne Insel versetzt worden zu seyn. Ueberdies waren es meist Kriegsgefangene, die ihre Befieger sonst würden aufgefressen haben. Die aus Madagaskar waren mit Burspießen getödtet worden, denn dies ist dort die Art, wie man sich der Gefangenen entledigt, die man nicht verkaufen kann. War es nicht also besser, daß sie Zuckerrohr und Kaffee bauten? Aber dennoch hielt es sehr schwer, ihnen dies begreiflich zu machen. Einige von ihnen liefen, als sie kaum ans Land gesetzt waren, geradezu ins Gebirge und wurden nach einigen Tagen halbtodt vor Hunger im Gebölz gefunden oder lagen im Grunde einer Schlucht, in die sie sich gestürzt hatten, um nicht gefaßt zu werden. Andere kauerten unter einem Baume, die Augen nach dem Meere gerichtet, wiesen jede Nahrung von sich und kümmerten sich weder um Drohungen, noch um Schläge. Allmählig ermatteten sie, verfielen in Zittern und starben aus Sehnsucht nach einem Lande, in welchem ihnen der Tod gewiß war. Es mußte wohl schmerzlich für uns seyn, kräftige Männer und Weiber so vor unseren Augen verwelken zu sehen, ehe sie ihren Herren, die sie so theuer erkauft, einen Sou eingebracht hatten.“

„Wir hatten einen Malgache gekauft, der von diesem dummen Heimweh nicht ergriffen schien. Es war ein klinker, thätiger Bursche, der seine Art mit einer gewissen Gewandtheit führte. Wir behandelten ihn gut, denn bei den Malgachen richtet man mit zu großer Strenge nichts aus. Wenn er Stämme zu Rähnen aushöhlte, die wir dann nach Saint-Pierre verkauften, sah ich ihm zu und half ihm sogar zuweilen. Ich hatte ihn recht lieb gewonnen, aber mein Vater faßte Mißtrauen gegen ihn und sagte eines Tages zu mir: „Dein Malgache wird uns einen Streich spielen; er sieht mir dem Quinola zu ähnlich.“ Quinola war ein Schwarzer aus Madagaskar, den man seit langer Zeit vermisse. Die Einen meinten, er wäre in den Bergen umgekommen, Andere behaupteten, er führe die Negerbanden, die in den Wäldern hausten und, trotz der vielen Jagden, die man nach ihnen anstellte, immer zunahmen.“

II.

„Zu jener Zeit, meine Herren“, fuhr Maurice fort, „hätten wir nicht so ungehört, wie heute, im Walde Pflanzen sammeln können. Die entlausenen Neger hatten die Hochebene inne, die von jähen Abhängen und Schluchten umgeben war, wie eine Festung von Wällen und Gräben. Die Raubnester waren fast unzugänglich; höchstens konnte man an den Fuß der Abhänge gelangen, wenn man die Flüsse hinauffuhr. Dies war jedoch während der Regenzeit unmöglich, und außerdem war man bewaffnet nicht im Stande, die höckerigen, abschüssigen Felsenwände hinaanzuklettern. Wir wußten wohl ungefähr, wo die Schwarzen nisteten, denn zuweilen zündeten sie sich in den Nächten Feuer an, weil die Kälte ihnen arg zusetzen mochte. Wenn sie keine Nahrungsmittel mehr hatten, machten sie in einer finsternen Nacht plötzlich einen Ausfall in die Thäler, plünderten die Gärten, verbrannten und zerstörten in einigen Stunden die Aecndie eines ganzen Jahres. Freilich bewaffneten und versammelten wir uns augenblicklich, aber wie und wo sollten wir angreifen? Die Landstreicher waren mit Kokosöl bestrichen und einschläpfen Jedem, der sie fassen wollte, zerstreuten sich durch die Nacht und hatten mit ihrer Beute rascher ihre Schlupfwinkel erreicht, als wir ihnen folgen konnten. Manchmal schlichen sie sich mit ihren Weibern in die Wohnungen, und am Morgen fanden die Pflanzler ihre Häuser ausgeleert. Für manche Neger ist es wahrhaft Bedürfnis, zu vagabundiren; man fängt sie ein, legt sie an Ketten, prügelt sie nach Kräften, und kaum ist die Züchtigung zu Ende, so reissen sie von neuem aus, als bestände ihr Leben nur darin, jenen Fehler zu begehen und ihn abzubüßen.“

„Und man hört noch nicht auf, sie so streng dafür zu strafen, daß sie ihre Freiheit suchen?“ fragte ich den Kreolen.

„Die milderen Sklavenbesitzer, mein Herr, züchtigen ihre Schwarzen nicht selbst, sondern schicken sie an den Hafen, wo man sie freilich ein wenig hart behandelt. Sie müssen dies ja gesehen haben, als . . .“

„Lieber Freund“, unterbrach ihn der Doktor, „erinnert mich nicht an diese schmerzlichen Scenen. Uebrigens, wenn ihr die Erlaubnis, Sklaven zu halten, auf diese Weise mißbraucht, so befördert ihr unfehlbar die Emancipation.“

„Dank schön für Ihre Emancipation“, rief Maurice. „Ich frage Sie, wozu wäre man dann ein Weiser? Wenn je dergleichen geschähe, ich ginge selbst unter die Neger, verlasse mein Dorf und desertierte aus der Milliz. Man kann ein ganz gemüthliches Leben in diesen Bergen führen, wenn man sich aus

der großen menschlichen Gesellschaft nicht viel macht. Es giebt entflozene Sklaven, die länger als zwanzig Jahre dort gelebt haben und, während die übrige Bevölkerung, je nach den Wechselfällen des Krieges, bald englisch, bald französisch war, immer Kaffern und Malgachen blieben. In jener Zeit beunruhigte man sie nicht, und auch sie sahen mit Gleichgültigkeit von ihren Bergen aus zu, wie ihre früheren Herren sich an der Küste herumkugeln. Sie hatten fast im Mittelpunkte der Insel ihr Hauptlager aufgeschlagen. Man nennt diesen Platz noch jetzt das Heinrichslager. Dies war ihre Festung; da aber dort nicht genug essbare Pflanzen wuchsen, besetzten sie, je nach der Jahreszeit, auch andere Punkte, die tiefer gelegen waren. Von diesen kleinen Lagern war dasjenige, was jenseits des großen Sees an der Palmen-Ebene lag, am leichtesten zugänglich. Trotz der Unsicherheit aber verweilten die Neger auf diesem Punkte, weil man von dort aus leicht St. Benoit, St. Rose und St. Pierre erreichen konnte und ringsherum im Ueberflusse Palmen, Bananen und andere nährende Pflanzen wuchsen.“

„Eines Tages nun beschloffen die Kreolen der umliegenden Dörfer, zur Zeit, wo man die Neger in diesem Lager vermutete, einen doppelten Angriff auf sie zu machen. Ein Spion wurde zu ihnen geschickt, der sie auf eine falsche Fährte bringen mußte. Alle Maßregeln waren gut getroffen, und es wurde verabredet, daß man von zwei Seiten auf das Plateau losrücken und an einem festgesetzten Tage sich daselbst vereinigen sollte. Bei einer solchen Expedition gab es viele Strapazen und Gefahren; aber wir kümmerten uns wenig darum. Die Berge locken, wie das Meer; man möchte wissen, was dort oben vorgeht, wie man sehen will, was jenseits des Horizontes ist. Dazu kam, daß unsere Väter Abenteurer von Profession waren und ihr Vergnügen daran hatten, auf den Hügel herumzuklettern, in die Schluchten hinabzugleiten, überall umherzusehen, ob nicht noch ein Fleckchen Erde zu entdecken sey, und diesen Spürtrieb haben sie auf uns, ihre Kinder, vererbt. Der Zug nun wurde angeführt von alten Kreolen, die früher Sklavenhändler in Madagaskar gewesen waren und nach einem bewegten Leben sich bei uns niedergelassen hatten. Reichthümer brachten sie gerade nicht aus dem Malgachenlande mit, aber eine Menge wunderbarer, abenteuerlicher Geschichten, die wir uns an den Rasorten von ihnen erzählen ließen.“

„Auf diesen Marschen gingen wir stets barfuß; wir trugen überhaupt nur Schuhe, wenn wir des Sonntags nach dem Dorfe gehen, um nicht für unfreie Malatten gehalten zu werden. An der Seite die Kalabasse, auf der Schulter die Flinte, zogen wir heiter durch die Wälder. Außerdem hatte Jeder noch eine Pfeife in seinem Duitbunde stecken und ein Feuerzeug und einige Provision bei sich. Manche trugen auch noch ein kleines Beil, um die dicken Lianen zu durchhauen, die uns etwa im Wege standen, oder um in Eile eine Brücke über irgend einen Abgrund zu zimmern. Ich machte diese Expedition in die Palmen-Ebene als Freiwilliger mit. Ich war damals kaum siebzehn Jahr alt, fand es aber nicht für schwerer, Neger zu verfolgen, als auf dem Felsen Tölpel-nester auszuheben. Und welches Kind auf unserer Insel hat nicht hundertmal sein Leben gewagt, um diese Seevögel aus ihren Löchern herauszuholen? Wir gelangten in den Wald des Vieur-Brulé. Dieser Vulkan, den Sie fast an der Südspitze der Insel rauchen sehen, scheint wahrhaftig eine Reise durch dieselbe gemacht zu haben, ehe er sich dorthin postirte, denn in der ganzen Länge jenes ungeheuren Waldes tritt man auf Lava. Man geht dort wie auf Glas und hat wahre Hallen von Laub über sich, denn aus den erkalteten Feuerwellen ist der üppigste Baumwuchs hervorgeprossen. Wenn aber die Sonne die dicke Blättermasse durchbricht, dann ist man wohl im Schatten, doch die Füße wölken in dem heißen Sande verbrennen. Das Gras, auf das man tritt, zerfällt in Staub und Asche, und der Seewind rauscht in den obersten Wipfeln des Waldes und spottet des verschmachtenden Wanderers.“

Der Kreole konnte nicht von jenen heißen Tagen reden, ohne an seine Kalabasse zu denken. Aber sie wäre bei dem häufigen Durste des braven Mannes längst leer gewesen, hätten wir sie ihm nicht mit einer Flasche alten französischen Weines wieder gefüllt.

„Danke, meine Herren“, erwiderte er, sich den Mund mit dem Rücken seiner Hand trocknend, „so ein Trunk hätte uns Noth gethan auf unserer Jagd! — Nach einer beschwerlichen Tagereise machten wir in einer Bergschlucht Halt, unter großen Takamakas, die halb entwurzelt über den Abgrund hingen und nur auf einen tüchtigen Windstoß warteten, um auf uns hinunterzustürzen. Nur noch einige Stunden hatten wir zu steigen, um auf das Plateau zu kommen, wo die Schwarzen hausten; aber war das Wild noch oben, das wir suchten? Das mußten wir wissen. Ein junger Mann aus der Truppe erbot sich, voranzuklettern und uns durch einen hinabgeworfenen Stein das Zeichen zum Ausbruch zu geben. „Wenn Quinola bei ihnen ist“, sagten die Einen, „so wird man das Nest wohl finden, aber die Vögel werden ausgeflogen seyn.“ — „Bah!“ antworteten die Anderen, „wenn Quinola noch lebte, würde man ihn unter den Banden bemerken.“ Die Schwarzen, die man seit mehreren Jahren wieder eingefangen hatte, bestätigten sämmtlich, daß er noch in den Bergen wohne, sich aber unsichtbar machen könne, weil er in Zauberkünsten erfahren sey. Sie nannten ihn auch *Ombia*, den Großpriester. So viel war sicher, in den Städten spottete man dazwischen, die Quinola am Leben glaubten, in den Dörfern aber nahm man die Sache ernster, und seine Gefährlichkeit war so in Aller Munde, daß man mit seinem Namen die Kinder schreckte. Ich, für mein Theil, konnte mir recht gut denken, daß er noch irgendwo im Walde lebte, aber zu schlau war, seinen Raubgenossen sein Versteck zu verrathen; aber ich konnte eine geheime Furcht vor diesem Menschen, vor diesem Neger will ich sagen, nicht los werden. Ich war nämlich einmal als Knabe weit vom Hause Blumen pflücken gegangen, und während ich so auf der Erde kauerte, sieht plötzlich ein alter Malgache mit weißem Haar hinter mir. Sie

Luca

können sich denken, wie ich erschrak, und daß ich augenblicklich davonlaufen wollte. Er aber trat mir in den Weg und sagte: „Maurice, ihr habt da einen guten Schwarzen bei euch, einen tüchtigen Arbeiter; wenn er sein Handwerk gut verstehen wird, will ich ihm irgendwo einen schönen Baum zeigen, den er gern aushöhlen wird.“ Nach diesen Worten verschwand er im Gebüsch.“
(Schluß folgt.)

England.

Karl's I. Gefangenschaft auf der Insel Wight.

(Schluß.)

Karl gegenüber befand sich, verdeckt durch das Parlament und den Kriegsrath, aber durch seine Emiffaire und seine Unterhändler jederzeit gegenwärtig, Oliver, der Typus des englischen Republikaners und des Pächters von edlerm Schläge, schon auf dem Wege zum Alter, aber noch in all seiner Kraft; ein rascher, hartnäckiger, verständiger Geist, ruhig mitten in der allgemeinen Aufregung, kühn aus Berechnung, tapfer aus Temperament, mit einer Art von Dekonomie, welche ihn die äußersten Gefahren für die wichtigsten Gelegenheiten aufsparen ließ; in sechs Jahren sich zum ersten General einer Zeit emporschwingend, die so viele große Feldherren hervorgebracht; ein vollendeter Politiker, ein geschickter Organisator, undurchdringlich in seinem Geheimniß und spitzfindig in seinen Plänen; anfangs ein Fanatiker und allmählig zur Rolle eines Betrügers übergehend, aber nur im Detail seines Handelns, während die allgemeine Tendenz desselben von starken Ueberzeugungen beherrscht blieb, welche die Jahre verdunkeln, aber nicht entwurzeln konnten; in sich selbst den wunderbaren Erfolg seines Ehrgeizes bewundernd und geneigt, die innere Stimme von Leidenschaften, die unter dem düstern Feuer der theologischen Streitigkeiten und des Parteihasses herangereift waren, für eine himmlische Inspiration zu nehmen; im Uebrigen energisch und gemein zugleich in Haltung, Figur und Sprache; der Großmuth oft fähig, nie des Zartgefühls; als Prediger unverständlich und wortreich, als Redner weitschweifig und brutal, wenn er sich in Berlegenheit fühlte, unkorrekt in dem Styl der Briefe und Befehle, die von ihm ausgingen, aber mit unwiderstehlicher Kraft den Punkt zu treffen wissend, den ihn eine tiefe Kenntniß des menschlichen Herzens als besonders verletzlich und bedeutend erkennen ließ. Nach einer durch grobe Anschuldigungen bezeichneten Jugend legte er eine Art roher Würde in die Regelmäßigkeit, womit er seine Pflichten als Gatte und Familienvater erfüllte; sein Haus war bescheiden; sein Vermögen, das er leicht ins Maßlose hätte vergrößern können, überschritt nicht die Gränzen einer anständigen Mittelmäßigkeit. Ein Diamant, der in ein Rieselgestein eingeschlossen war, und nur zu oft mit Blut und Kohle bedeckt, besaß Cromwell neben vielen kleineren Tugenden eine von der höchsten Bedeutung, nämlich eine aufrichtige und hellblickende Liebe zum Vaterlande.

So waren jene beiden großen Gegner, von deren Kampf die zerstörten Mauern von Carisbrooke erzählen, einem Kampf, der lange über das Leben Beider hinaus gedauert hat. Die Feindschaft der Race ist vorübergegangen, es fließt in keiner Ader mehr ein Tropfen vom Blute Karl's oder Oliver's; aber die Parteien, deren Häupter sie waren, stehen einander noch gegenüber. Versuchen wir zu erkennen, in welcher Weise die Vorsehung über das Resultat der beiderseitigen Anstrengungen entschieden hat.

Als im Jahre 1642 Karl I. die Fahne erhob und den Ausgang des Kampfes der Entscheidung der Waffen anheimstellte, da konnte man sagen, daß in den drei Königreichen die wahre Gränze der Rechte der Krone und derer der Völker fraglich sey. Die Regierung, ohne feste Regeln, ohne politische Gesetzgebung, die allgemein anerkannt worden wäre, schwankte fortwährend zwischen dem fast absoluten König und den fast unabhängigen Parlamenten herüber und hinüber. Ueber eine Menge von Punkten, und über Punkte von der höchsten Wichtigkeit, war den redlichen und gewissenhaften Männern der Zweifel gestattet: von einem gleichen Gefühl patriotischer Loyalität ausgehend fanden Hampden und Falkland ihren Tod unter entgegengelegten Bannern. Als aber nach sechzig Jahren politischer Umwälzungen eine definitive, durch die Zustimmung der englischen und schottischen Nation sanctionirte Verfassung unter den Auspizien Wilhelm's III. aus dem Zusammenstoß der entgegengelegten Ansprüche hervorging, welches waren die Grundlagen dieses Vertrags, dessen Bestimmungen sich jetzt in einer Probe von anderthalb Jahrhunderten bewährt haben? Man untersuche es genau und man wird finden, daß diese Grundlagen ganz dieselben sind, die Karl durch seine Feder in Carisbrooke, in Newport durch seine Protestationen, in Whitehall endlich durch das Opfer seines Lebens verteidigte, welches er durch die Aufgebung dieser Prinzipien, deren Märtyrer er seyn wollte, hätte retten können. Diese Grundlagen sind die Erblichkeit der Krone und die freie Wahl verantwortlicher Minister durch den Souverain, die gesetzgebende Mitwirkung des Oberhauses als constitutionellen Gegengewichts gegen die Autorität der Gemeinen, das Fortbestehen des protestantischen Episkopats und das Primat der Staatskirche. Indem er bis zum Tode sich weigerte, die Prinzipien, als deren von oben eingelegten Vorkämpfer er sich betrachtete, aufzugeben, siegte der abgesetzte Karl Stuart nichtsdestoweniger über den zum Protektor erhobenen Cromwell; er siegte über ihn im Laufe der Zeiten und durch die natürliche Entwicklung der öffentlichen Meinung; er triumphirte noch dann über ihn, als der jüngste seiner Söhne ins Exil gehen mußte, weil er den unbefugten Willen seiner Nation und die Nothwendigkeiten seiner Epoche verkannt hatte.

Wenn wir jetzt unsere Blicke auf das Werk Cromwell's richten, so bringt sich uns vor Allem die Erfolglosigkeit der Pläne, der Untergang der Institu-

tionen auf, die diesem großen schuldbelasteten Geist angehören. Die Größe seines Hauses, der er so viel geopfert, verschwand wie ein Meteor, sobald er selbst die Augen geschlossen: seine Söhne starben im Exil, sein Name wurde geächtet, seine fahrlässigen Reste mußten noch die Schmach des Galgens erfahren. Cromwell hatte es auf die Vernichtung der Dynastie der Stuarts abgesehen, und diese verurtheilte Familie lehrte, vom Volks-Enthusiasmus getragen, auf den Thron zurück, den ihre direkten Erben noch jetzt inne haben. Cromwell hatte die bischöfliche Kirche dem Untergang geweiht, und diese Kirche, die nach zwölfjähriger Unterdrückung wiederhergestellt ward, besteht nach Verlauf von zwei Jahrhunderten mit einer regelmäßigen Organisation, mit einem viel größeren Wirkungskreis, als sie je unter Laud und Karl I. hatte. *) Cromwell glaubte für immer das celtische und katholische Irland vernichtet, er glaubte die zähe Nationalität desselben für immer in die enge Provinz Connaught verbannt zu haben, wo sie unter dem Gewicht erniedrigender Beschränkungen mit der Zeit verkommen sollte; — und das celtische, das katholische Irland enthält gegenwärtig eine viermal zahlreichere Bevölkerung als die, welche das Joch Elisabeth's trug; diese Bevölkerung hat die ganze Kraft eines mehreren Millionen Menschen gemeinsamen Willens wiedergefunden; sie geht dem vollständig gleichen Genuß der politischen Vorrechte entgegen, welche die freien Nationen Großbritanniens für sich erobert haben.

Groß und tief sind gleichwohl die Spuren, die dieser gigantische Geist auf seinem Gange zurückgelassen. Wenn nichts von dem sich erhalten hat, was er für sich und die Seinigen thun wollte, so besteht doch viel von dem, was er mit den Hülfquellen und für das allgemeine Beste seiner Nation ausführte. Wenn seine Bemühungen, die Fundamentalverfassung Englands umzustürzen, scheiterten, so hat doch der Wachsthum an Macht, die er ihm nach außen verschaffte, den Untergang der Republik überlebt. Cromwell nahm als Oberhaupt des Staats das Werk, das Elisabeth begonnen und das Karl I. in seinen ruhigeren Jahren, wie er laut aussprach, fortzusetzen beabsichtigte, glorreich wieder auf. Er erkannte, daß die Zeit der großen Thaten auf dem Ocean für England gekommen sey. Indem er die Richtung, welche die Umstände dem Ehrgeiz und der Habsucht der Nation zugleich gaben, begünstigte und leitete, verschaffte er dem „rothen Kreuz“ den Sieg von den Küsten Mexiko's bis zu denen Syriens, von der Insel von Cadix bis zu der Mündung des Baltischen Meeres, dessen Schlüssel er der britischen Flagge zur Bewachung übergeben wollte. **) Jamaika ist eine ansehnliche Erbschaft, welche das Protektorat der Restauration hinterlassen hat. Aber mit dem gewöhnlichen Angestüm seiner Hoffnungen hatte Cromwell eine Zeit geträumt, wo englische Festungen alle Küsten der handelstreibenden Welt in Unterwürfigkeit halten und nach ihrem Belieben die Mündungen der großen Flüsse und die Meerengen, durch welche die inneren Bassins mit dem Ocean kommuniziren, nach ihrem Belieben öffnen oder schließen würden. Sein Adlerauge hatte auf dem Felsen von Gibraltar den unbezwinglichen Mittelpunkt des Reges, das er über alle Meere ausbreiten wollte, erkannt. Das Unausführbare in seinem Plan ist vor den positiven Hindernissen, die sich überall entgegenstellten, verschwunden; aber der Impuls, den Cromwell seiner Nation auf der Bahn der maritimen Unternehmungen gab, ist nicht einmal durch die Schwächen und Fehler der folgenden Regierung gehemmt worden, und die Blitze, die von diesem kühnen Geist ausgingen, erleuchteten die weniger heroischen, aber besonneneren Generationen, die endlich gewisse wesentliche Theile dieses gigantischen Plans verwirklicht haben.

Die Navigations-Akte ist 160 Jahre lang nach dem Tode des Protektors in Kraft geblieben. Nationalvorurtheile und rationale Ueberzeugungen, egoistische Berechnungen und geistreiche Vorahnungen der Zeit, der diese große Maßregel angehört, haben bei ihrer Entstehung mitgewirkt. Der Geist der neuern Zeit hat sich für ihre Aufhebung entschieden, doch nicht, ohne daß sie vorher vollständig ihre Früchte getragen, zu welchen man einen großen Theil der materiellen Vortheile zählen muß, und zugleich mehrere der sozialen Leiden, deren belehrendes Schauspiel England uns darbietet.

Das ist es, was von Cromwell wirklich geblieben, nachdem das politische System, das er geschaffen, in Staub zerfallen. Das Volk, das noch im Schutze der „hölzernen Mauern“ ruht, die der Protektor ihm gegeben, verurtheilt sein Andenken darum nicht weniger streng. Zwischen dem König, der La Rochelle nicht retten konnte, und dem General, der die englische Flagge auf den Mauern von Dünkirchen aufzog, zwischen dem Besiegten von Naseby und dem Sieger von Dunbar entscheidet das öffentliche Gewissen alljährlich, indem es den Tag der Hinrichtung Karl's I. mit einer kirchlichen Feier abbüßt.

Noch war diese große That in frischem Andenken, als schon die Thore von Carisbrooke sich hinter einem der unverdönllichsten und gefährlichsten Gegner des enthaupteten Monarchen schlossen. Es war Sir Henry

*) Wie wahr dies ist, lehrt eine Uebersicht des Gebietes, über welches die anglikanische Kirche sich gegenwärtig verbreitet. Fürs erste sind in England selbst in unsren Tagen neue Bischofsstühle gegründet worden, in Nivon und in Jersey. Besonders groß sind aber die Fortschritte der anglikanischen Kirche seit Cromwell in den fremden Welttheilen, über welche sich die englische Nationalität ergossen, namentlich in Nord-Amerika. Fünf Bischofsstühle werden dort noch von der britischen Krone ernannt; zwanzig andere fungiren in den Vereinigten Staaten. Vier Bischofsstühle sind allmählig auf den Westindischen Inseln, eben so viel in Ostindien, eben so viel in Australien, eines im südlichen Afrika gegründet worden. Man zählt auf den britischen Inseln an 15 Millionen Episkopaten, was wahrscheinlich dreimal mehr ist, als es 1642 gab. Und doch konnte Cromwell sterbend die Ueberzeugung mit sich nehmen, daß das lange Parlament das Episkopat (Prelacy) für immer zerstört habe.

**) Cromwell hatte den Plan gefaßt, Hamburg und Danzig zu besetzen.

Bane. Für ihn, das Haupt der wohlmeinenden Revolutionäre, war diese lange und ungerechte Gefangenschaft die einzige Frucht des Sieges, den ihre Waffen und nicht ihre Prinzipien davongetragen. Bane hatte mit uneigennützigster Konsequenz an der unmöglichen Begründung eines wahrhaft republikanischen Zustandes gearbeitet. Cromwell wußte geschickt ihm zu schmeicheln, so lange er ihn als Stufenleiter für seinen persönlichen Ehrgeiz zu brauchen hoffte; in dem General, den jeder Sieg dem Throne näherte, sah Bane lange nur „den zur Befreiung Israel's prädestinirten Heiligen“. Aber als die Maske gefallen war, als diese beiden an Herz und Geist so unähnlichen Männer sich von Angesicht zu Angesicht gegenüberstanden, da begannen sie mit fast wilder Heftigkeit einander zu hassen. Auf die Vorwürfe seines früheren Verbündeten antwortete der Protektor mit dem Zwinger von Carisbrooke; dann suchte er sich zu zerstreuen, indem er seinen Panegyrikus aus dem Munde Waller's hörte und seine Apologie aus den Händen Milton's empfing.

Aber für Bane war Carisbrooke mehr ein Asyl als ein Gefängnis. Er verließ es, um aufs neue unter den öffentlichen Bewegungen eine für ihn peinliche und erfolglose, für sein Vaterland nützliche und selbst glorreiche Rolle zu spielen. Er trug mehr als ein Anderer zur Entwicklung der freien Institutionen in den amerikanischen Kolonien und zur wirksamen Organisation der Marine bei; seine Ideen in Sachen der Gesetzgebung waren klar und scharf; als fühner Theoretiker, der durch seine Vorliebe mit der Vergangenheit der englischen Institutionen verbunden war, erkannte und entwarf er die Prinzipien, nach welchen die Parlaments-Reform 170 Jahre nach dem Tode ihres ersten Verteidigers endlich zu Stande gekommen ist. Bei der Annäherung der Restauration widersetzte er sich muthig der Reaction, die in der öffentlichen Meinung die Stuarts auf den Thron zurückführte. Das Aufsehen, das die Protestationen eines so bedeutenden Mannes machten, wählten sein Haupt dem Schaffot. Er bestieg es auf die beste Art, eben so sehr ohne Prahlerei als ohne Furcht. Die Erinnerung an dieses Mißgeschick würde uns an jedem anderen Ort mehr erschüttern als an jenem, der Karl I. zum Gefängnis diente und Zeuge war seiner langen majestätischen Vorbereitung zum Tode.

Frankreich.

Classification der Thiere nach parallelen Reihen.

Jede Wissenschaft beginnt mit dem Studium einzelner Thatsachen und schreitet fort, indem sie das gesammte Material klassifizirt. So wäre eine Naturgeschichte nicht möglich ohne die Auffindung der Aehnlichkeiten und Unähnlichkeiten zwischen den von ihr beschriebenen Individuen. Für das Thierreich nahm man nach langen Versuchen endlich ein Classifications-System an, welchem die Voraussetzung zum Grunde lag, daß sämtliche Wesen eine lange Reihe bilden, die in unmerklichen Uebergängen alle Entwicklungsstufen des thierischen Daseyns von den ersten Rudimenten bis zur höchsten Ausbildung zeigen. Als man aber diese Stufenleiter näher betrachtete, fand man an vielen Stellen bedeutende Lücken. Die Zoologen hielten sich damit, daß sie behaupteten, in diese Lücken gehörten diejenigen lebenden und antediluvianischen Thiergattungen, die noch nicht entdeckt seyen, bis vor zwanzig Jahren Geoffroy Saint-Hilaire in seinen Vorlesungen an der Faculté des sciences deutlich darthat, daß die Charaktere der damaligen Klassen meist rein äußerlich, die Gruppierungen gezwungen und oft Thiere von einander getrennt seyen, deren Verwandtschaft Niemand leugnen könne. Er schlug eine neue Classification vor und ordnete die Thiere unter zwei große Haupt-Abtheilungen, die der Außerweltsthiere und der Innerweltsthiere. Zu den letzteren gehörten drei Hauptgruppen: die Vögel, Säugethiere und Fische.

Die Vögel bildeten nach ihm eine ganz isolirte Gruppe; er fand höchstens in den Schilfkroten eine entfernte Annäherung an sie. Es schien ihm nothwendig, Unter-Abtheilungen zu machen, die gewissermaßen an die bis dahin gebräuchlichen Klassen erinnerten, hielt jedoch die Verbindung dieser Gruppen unter sich für ziemlich locker. So hatte auch Lamarck behauptet, daß die Umstände und Medien, in denen die Thiere leben, ihre Functionen und Gewohnheiten und endlich auch ihre Organisation ändern, so daß Gruppen lebendiger Wesen existiren können, die keine Aehnlichkeit mit einander haben. Als Lamarck diese Meinung aussprach, fand sie vielen Widerspruch und ist jetzt völlig vergessen, seitdem die Unveränderlichkeit der Gattungen unabweisbar feststeht.

Jsidore Geoffroy Saint-Hilaire, der seit dem Jahre 1837 in Paris Vorlesungen über Zoologie hält, hat sich von allen bisherigen Eintheilungen des Thierreichs losgelöst. Cuvier und andere Gelehrte waren der Ansicht, daß eine zugleich strenge und natürliche Classification unmöglich wäre. Jsidore Geoffroy will beide Eigenschaften vereinigen, indem er für die einzelnen Abtheilungen passendere charakteristische Merkmale angiebt, als dies bis jetzt gesehen ist. Natürlich verwirft er die Meinung von einer Stufenleiter, einer fortlaufenden einzigen Reihe der Thiere. Wenn auf der einen Seite — sagt er — die Thiere nicht auf einander folgen, wie die Ringe einer Kette, und dieselbe, weil einige nothwendige Glieder fehlen, Lücken hat, so entfernt sie sich auch auf der anderen Seite von der Idee ihrer Conformation. Denn gewisse Bildungsstufen finden sich mehrmals vertreten und die Reihe verdoppelt, ja verdreifacht sich theilweise. Diese Vielfachtheiten in der Reihe machen

eine neue Eintheilung nöthig, in welcher die Thiere nicht nach einer, sondern nach mehreren parallelen Reihen geordnet sind, die in ihren einzelnen Ordnungen einander entsprechen. Er nennt diese Eintheilung Classification parallélique, und sie beruht also auf der Idee, daß, so wie sich die Natur verschiedene Theile desselben Wesens mehrfach schafft, sie sich eben so auch in der Schöpfung der verschiedenen Reihen wiederholt, die das Thierreich konstituiren.

Die Säugethiere z. B. zerfallen nach Jsidore Geoffroy in drei Hauptreihen. In die erste gehören die Mammalien mit vier Gliedmaßen, deren Fortpflanzungs-System sich dem des Menschen gleich verhält. Die zweite umfaßt die Beutel- und Schnabelthiere. Die drei Ordnungen dieser Reihe entsprechen dreien von den acht Ordnungen der ersten Reihe (den Fleischfressern, Nagern, Zahnlosen). Die dritte Reihe wird von den Säugethieren gebildet, die nur ein Paar Gliedmaßen haben, die also im Wasser leben. Sie zerfällt in zwei Unter-Abtheilungen, die Sirenen (Cuvier's pflanzenfressende Walle) und die Walle (Linné's Cetae).

Mannigfaltiges.

— Vater André, der Jesuit. Unter diesem Titel*) ward kürzlich von zweien französischen Gelehrten, den Herren Charma und Mancel in Caen, ein eben so für die Geschichte der Philosophie in Frankreich als für die Geschichte der Jesuiten überaus wichtiges und interessantes Buch herausgegeben. Die Altensstücke, die in diesem Buche enthalten sind, waren bereits als Makulatur in einen Spezereiladen zu Caen gewandert, als Herr Mancel sie ausfindig machte und zur Herausgabe derselben, unter Anderem auch von Herrn Cousin, die dringendsten Aufforderungen erhielt. Es ist nämlich in diesen Altensstücken der Kampf der Jesuiten gegen die Philosophie des Descartes so wie gegen seinen philosophischen Nachfolger, Malebranche, auf das getreueste dargestellt. Der Jesuit André, der im achtzehnten Jahrhundert ein Anhänger jener Philosophie war, zerlegte in seinen Tagebüchern die gegen dieselbe von der Gesellschaft Jesu gerichteten dreißig Anklagepunkte, die er einen nach dem anderen widerlegt, indem er achtzehn derselben als unwahr, elf als auf Mißverständnissen beruhend und nur einen als wesentlich — jedoch auch nicht ohne an der Wahrheit desselben zu zweifeln — bezeichnet. Zu dieser Herzensergießung eines philosophischen Jesuiten, der ein wahres Gegenbild zu vielen heutigen jesuitischen Philosophen liefert, kommen manche neue Aufschlüsse über die innere Organisation des Jesuiten-Ordens in jener Zeit. Besonders wird uns der Despotismus geschildert, mit welchem er den Geist seiner Mitglieder zu beherrschen wußte**), das Spioniersystem, das Alle wie ein eisernes Netz umspinnen hielt, dessen Fäden sich in der Hand des Jesuiten-Generals befanden, und die Maßregeln desselben, die bald das Gepräge einschmeichelnder Freundlichkeit und bald das der schonungslosesten Gewalt trugen, um diejenigen Jüglinge, die sich von den Ordens-Vorschriften abwandten, wieder auf den vorgezeichneten Weg zu bringen. Ein solcher ungehorsamer Jügling war der Vater André, der beiderlei Arten von Maßregeln, den einschmeichelnden wie den strengen, widerstand, bis er durch eine lettre de cachet nach der Bastille geschickt wurde und hier in der Kerkerluft Zeit hatte, darüber nachzudenken, ob es unter den obwaltenden Umständen besser sey, zu leiden ohne nachzugeben, oder nachzugeben ohne zu leiden. Er zog die physische Freiheit der geistigen vor und widerrief Alles, was man von ihm verlangte, aber — wie er es von seinen Ordensbrüdern gelernt hatte — nicht ohne Mentalreservation. Diesen Protest, mit welchem er sein Gewissen gegen die ihm angethane Gewalt zu schützen meinte, legte er in einer geheimen schriftlichen Erklärung nieder, die unter den gegenwärtigen Altensstücken, eben so wie siebzehn bisher ungedruckte Briefe Malebranche's, gleichfalls sich befindet.

— Die Kunst im Dienste der Religion. Von dem Gebetbuche der anglikanischen Kirche (Book of the Common Prayer) erscheint jetzt bei Murray in London eine mit prachtvollen Illustrationen ausgestattete Ausgabe. Nicht weniger als siebenhundert ornamentirte Anfangsbuchstaben sind dafür gezeichnet worden, die eben so wie acht illuminierte Titelblätter von Owen Jones, einem in diesem Zweige rühmlichst bekannten Künstler, herrühren. Mit gleichem Geschmack sind die Randverzierungen, Arabesken, Bignetten etc. ausgeführt. Das Ganze wird an äußerem Schmucke die alten Missale und Gebetbücher, in deren Verzierung das Mittelalter so reich an Erfindungen war, noch übertreffen. Während jedoch diese bei ihrer theuren Ausstattung nur seltene Kabinetsstücke waren, wird das moderne Kunstwerk dem größeren Publikum für einen verhältnißmäßig niedrigen Preis zugänglich seyn. — Eine ähnliche Ausgabe des katholischen Gebetbuchs ist vor etwa drei Jahren in Düsseldorf erschienen, und zwar hatten sich damals mehrere talentvolle Damen und Künstler der Düsseldorfer Schule zu dem Werke verbunden. Gewiß giebt es für die Kunst kaum eine edlere Aufgabe, als auf diese Weise zugleich religiösen und Schönheits-Sinn fördern und verbreiten zu helfen.

*) Le père André jésuite. — Documents inédits pour servir à l'histoire philosophique, religieuse et littéraire du XVIII^e siècle, publiés pour la première fois par MM. Charma, professeur de philosophie à la faculté de Caen, et Mancel, conservateur de la bibliothèque de Caen.

**) „Der Mensch sei, unter der Hand seines Vorgesetzten, wie ein Leichnam“, sagte der sterbende Lovola. Vgl. Dr. Ad. Rutenbergs: „Die Jesuiten des neunzehnten Jahrhunderts.“ Berlin, Bossische Buchhandlung, 1845.